

Der omnipräsente Sound

Ob mit Ohrhörer oder ohne, ob freiwillig oder ungefragt – der Alltag ist von Musik umspült

Im Fitnesscenter, im Zug, im Wald – junge Menschen hören überall Musik. An unzähligen Orten läuft ein Song nach dem anderen. Wieso brauchen wir diese permanente Berieselung?

Daniela Kuhn

Der Ohrwurm sitzt. «Bin i gopfridstutz e Kiosk oder bin i öppe e Bank?» läuft nicht zu Hause oder «öppe» im Konzert, sondern beim Einkauf in der Zürcher Innenstadt. Der Grossverteiler, der Kunden und Personal von früh bis spät mit Musik beschallt, ist keine Ausnahme: Auch in anderen Geschäften, im Restaurant, beim Coiffeur oder im Wartezimmer der Ärztin hören wir unfreiwillig Musik. Die einen stört das, die anderen nicht, viele nehmen den permanenten Sound gar nicht wahr.

Musik polarisiert – oder nicht?

Doch wenn alltägliche Lärmquellen thematisiert werden, erhitzen sich die Gemüter. So melden sich auf einen Beitrag in «20 Minuten» anlässlich des Tages gegen Lärm innerhalb von zwei Tagen 171 Personen zu Wort. Viele, wenn auch längst nicht alle, fühlen sich belästigt. Eine Mutter beklagt sich über die laute Musik in den Modeboutiquen, in denen sie mit ihrer 15-jährigen Tochter einkauft. Eine andere Frau berichtet, sie habe beobachtet, dass die Musik in manchen Restaurants lauter werde, je mehr sich das Lokal fülle. Am radikalsten ist ein anonymer Eintrag, dessen Verfasser erklärt, er gehe seit Jahren weder in Bars noch Restaurants, in denen Musik laufe, weil «kein normales Gespräch mehr möglich» sei.

Während eine GfS-Untersuchung kürzlich belegt hat, dass über 60 Prozent der Klubbesucher die Musik als zu laut empfinden, sind aktuelle Untersuchungen zur Störung durch Hintergrundmusik nicht zu finden. Dies, obwohl eine Studie des Instituts für Marktanalysen in Hergiswil im Jahr 2001 zeigte, dass sich mehr als ein Drittel der Bevölkerung über Lärmmissionen beim Einkauf beklagte und sich die Befragten am stärksten in Kaufhäusern und Geschäften belästigt fühlten. Wesentliches scheint sich an diesen Orten seither nicht geändert zu haben.

Ein Sprecher von Coop bestätigt diese Vermutung. Das «Musikkonzept»



Musik immer und überall – eine junge Frau vor dem Laufsteg an der «Milan Fashion Week».

ALESSANDRO GAROFALO / REUTERS

sei in den letzten zehn Jahren nicht verändert worden. Die «Playlist» werde alle paar Monate neu zusammengestellt, mit dem Ziel, «eine angenehme Einkaufsatmosphäre» zu schaffen. Die Songs sollten «dezent im Hintergrund» laufen, allgemein bekannt sein und «nicht polarisieren». «Dezent» ist allerdings ein dehnbare Begriff; was als angenehm empfunden wird, ist subjektiv, zumal es Menschen geben soll, die beim Einkauf am liebsten gar keine Musik möchten. Aber man scheint sich an den Stand der Dinge gewöhnt zu haben: «Wir erhalten praktisch keine Reklamationen», meint man bei Coop, und falls doch, könne die Lautstärke «entsprechend justiert» werden.

Sei es im Restaurant oder in Geschäften: Silvio Grauwiler von der Fachstelle für Lärmschutz des Kantons Zürich empfiehlt, sich in Situationen, in denen die Musik stört, ans Personal oder den Besitzer zu wenden und, falls dies nichts bewirke, den Ort zu meiden. «Das Problem von zu lauter Musik an diesen Orten ist nicht über das Gesetz

zu lösen, weil die Grenzwerte in der Regel eingehalten werden», erklärt Grauwiler. Die Besitzer haben oft junge Kundschaft im Auge, und die scheint ständige Musik zu schätzen. MP3-Player oder iPod sind unterwegs fast permanent im Einsatz (siehe Interview). Sei es in öffentlichen Verkehrsmitteln, wo ein einziger Kopfhörer ein ganzes Abteil stören kann, sei es beim Joggen durch den Frühlingwald, wo die Vögel gerade ein wunderbares Konzert geben, oder bei jedem anderen Gang durch die Welt: Ohne die eigene Musik im Ohr scheint das Leben weniger zu bieten. Wie muss man sich den Mehrwert des permanenten Sounds vorstellen?

«Einerseits fühlen sich junge Menschen durch das Hören ihrer Musik virtuell mit ihrer Gruppe verbunden, andererseits grenzen sie sich mit ihr von den Erwachsenen ab», sagt Alexandra Freund. Die auf Life-Management spezialisierte Professorin für Angewandte Psychologie an der Universität Zürich nennt eine weitere Erklärung: «Viele Jugendliche empfinden sich selber un-

bewusst als Protagonist in ihrem eigenen grossen Film. Musik verstärkt diesen Aspekt, zumal es im Film fast immer eine Hintergrundmusik gibt.» Als «jugendlich» empfänden sich junge Frauen und Männer bis etwa Mitte zwanzig, also nicht nur Teenager. Schon als Kind war Musik für diese Generation jederzeit abrufbar. Laut Alexandra Freund gelingt es jungen Leuten heute daher recht gut, sich mit der gewohnten Musik auf einen Text oder auf Hausaufgaben zu konzentrieren. Studien hätten allerdings gezeigt, dass die Musik im Gehirn mit Partys und Freunden verknüpft werde, so dass ein Jugendlicher, der zu seinen Hausaufgaben Musik höre, zwei verschiedene Ziele verfolge. Besonders bei Jugendlichen mit schwierigen sozialen Kontakten schwäche dieser Konflikt die Leistungsfähigkeit.

Die grundsätzliche Frage, ob Menschen jeglichen Alters nicht auch etwas verpassen, wenn sie die Geräusche der Natur oder gerade auch deren Stille nicht mehr wahrnehmen, bezeichnet Alexandra Freund als «philosophisch»,

zumal es keine objektive Realität gebe und Musik die Wahrnehmung anderer Sinne vielleicht sogar intensiviere. Und doch ist es gerade der Aspekt der Abschottung, der ältere Menschen befremdet und den sie als eine Form der Entsolidarisierung empfinden: Das Interesse am Mitmenschen und der gemeinsamen Umwelt scheint in der Generation der permanenten Musik verschwunden zu sein. Freund erklärt das Phänomen als eine Art Schutz: «Man braucht sich mit Ohrstöpseln keinen Situationen mehr zu stellen, die mit Unsicherheit verbunden sind.»

Die verlorene Langeweile

Doch bei allem Verständnis sieht die Psychologin auch negative Aspekte: «Wer ständig Musik hört, wird der Chance beraubt, sich auch mal zu langweilen. Es entfällt damit ein Freiraum, eine Offenheit, in der Neues entstehen kann.» Und es entfallen schlicht und einfach Gespräche. Sollte es für Eltern Grenzen geben? «Wenn Kinder oder Jugendliche mit Kopfhörer zu Hause oder im Restaurant bei Tisch sitzen», sagt Alexandra Freund, «stimmt etwas in der Kommunikation nicht mehr.»

Und wie sieht es mit den physiologischen Folgen des ständigen Musikkonsums aus? Kommt eine Generation von Schwerhörigen und an Tinnitus Leidenden auf uns zu? Beat Hohmann, bei der Suva verantwortlich für Fragen der Akustik, verneint: «Laut unserer Studie, für die wir die mittlere Lautstärke und die tägliche Dosis untersucht haben, überschreiten sieben Prozent aller Jugendlichen die kritische Belastung. Nur ein kleiner Anteil von ihnen wird später einen Gehörschaden einfangen.» Untersuchungen der Suva haben ferner ergeben, dass Jugendliche heute sogar wesentlich besser hören als vor zwanzig Jahren. Zum einen wurden Erkrankungen des Gehörs früher oft nicht behandelt, zum anderen haben sich Methodik und Technik der Hörmessung verbessert. Auch werden in Europa, im Unterschied zu den USA, keine portablen Geräte verkauft, welche die 100-Dezibel-Grenze überschreiten. Und hierzulande dürfen auch Lokale und Veranstaltungen diesen Wert nicht überschreiten. Dennoch sieht Hohmann in der Prävention durchaus Potenzial: «MP3-Geräte sollten intelligenter werden, indem sie die Lautstärke in Dezibel anzeigen und den Benutzer warnen, wenn die kritische Dosis erreicht wird.»

«Der iPod ist eine Art zweite Haut»

Der Musiksoziologe Alfred Smudits über die «Verwendungsmusik» und die musikalische Umweltverschmutzung

Herr Smudits, wie würden Sie Musik im heutigen Alltag charakterisieren?

Der entmaterialisierte Datenstrom hat am Ende des 20. Jahrhunderts zuge-spitzt gesagt zur Banalisierung der Musik geführt. Nicht in einem schlechten Sinne, sondern insofern, als Musik frei benutzbar und allzeit und überall erhältlich wurde. Ihr Wert wird gemindert, weil sie nichts Besonderes mehr ist. Wir sprechen heute von «Verwendungsmusik», im Gegensatz zur «Übertragungsmusik» des letzten Jahrhunderts, die von Radio und Tonträgern geprägt war.

Noch nie hörten wir an so vielen Orten unfreiwillig Musik.

Ja, wobei in Zeitungsartikeln schon im 19. Jahrhundert von «musikalischer Umweltverschmutzung» die Rede war. Zumindest in den Städten, wo «aus jedem Fenster Geklimper» zu hören war und in den Parks die Militärkapellen und Salonorchester spielten, was viele Leute in ähnlicher Weise als Belästigung empfanden wie medial vermittelte abgespielte Musik.

Nur wer den iPod im Ohr hat, entkommt dem kollektiven Zwang zum Zuhören? Das Hören im Ohr führt zu einer starken Individualisierung: Jeder kann sich

einen eigenen Soundtrack zu seinem Alltagsleben gestalten. Untersuchungen haben gezeigt, dass der iPod heute eine Art zweite Haut darstellt, ein virtuelles Haus, wie früher das Auto. Man ist damit von der Umwelt abgeschnitten, isoliert sich ganz bewusst.

Werden positive soziale Kontakte im öffentlichen Raum somit seltener?

Das glaube ich nicht. Wer früher nicht sprechen wollte, hat niemandem in die Augen geschaut oder die Zeitung vors Gesicht gehalten. Jedes neue Medium hat Ängste geschürt: Im 17. 18. Jahrhundert, als die Menschen mit Bücherlesen begonnen haben, hiess es, Leser lebten in Phantasiewelten. Im Gegensatz dazu ist das Ear-Sharing, das gemeinsame Hören über Kopfhörer, eine neue Form von Intimität im öffentlichen Raum.

In welchem Alter wird Musik im Ohr am meisten konsumiert?

Junge Menschen unter 25 Jahren benutzen sie sehr forciert. Ältere weniger. Lebensgeschichtlich ist Musik in der Regel in der Pubertät am wichtigsten. Das Interesse an ihr nimmt mit der Familiengründung und Berufstätigkeit ab. Später wird sie für viele Menschen wieder wichtiger. Dazu kommt in der aktuellen Situation die «digitale Bar-

riere»: Unter 30-Jährige gehen souveräner mit digitalen Datenströmen um.

Musik spielte in der Jugendkultur seit der Mitte des letzten Jahrhunderts eine grosse Rolle. Hat das digitale Hören dies noch verstärkt?

Sympathien und Zugehörigkeit definieren sich auch heute über gemeinsam gehörte Musik. Man zeigt sich die Playlist. Interessant ist, dass die Quantität ganz



«Mich und viele andere stört laute Musik in Restaurants.»

Alfred Smudits
Musiksoziologe

wichtig ist: Viel Musik ist ein Prestigekriterium. Ob das in fünf Jahren noch immer so sein wird, wissen wir nicht. Vielleicht werden wir dann gar nichts mehr gespeichert haben, sondern alles über die Cloud hören, einen Stream, eine Art individualisiertes Radio.

Was zeichnet die Verbrauchsmusik sonst noch aus?

Medial vermittelte Musik darf nichts mehr kosten. Eine unserer Studien hat gezeigt, dass ganz junge Menschen überhaupt nicht verstehen können, wieso sie im Internet für Musik bezahlen sollen. Die Gegenbewegung dazu sind Live-Events, die lässt man sich etwas kosten, was im Übrigen auch ein Hinweis dafür ist, dass es durchaus einen Erlebnishunger gibt.

Gehen Männer und Frauen mit Musik auf dieselbe Weise um?

Männer neigen eher zum Expertentum. Sie benutzen Musik als Abgrenzung gegenüber anderen Teilkulturen. Mit Musik stellen sie ein Stück ihrer sozialen Identität her. In Subkulturen, etwa in der Hip-Hop-Szene, definieren sich Männer besonders stark über ihre Musik. Frauen benutzen sie allgemein eher zur Zerstreuung und Unterhaltung.

Hat Musik im öffentlichen Raum Sie selber schon gestört?

Ja, mich stört etwa laute Musik in Restaurants. Wenn man sich beschwert, kommt höchstens ein Schulterzucken. Die Besitzer meinen oft, laute Musik gehöre dazu. Ich kann mir vorstellen, dass die Schallmauer aus Musik helfen soll, die Gespräche zu verstecken. Musik als Filter, der Gespräche abschottet.

Ob es vielen Menschen ähnlich geht?

Ja. Ich kann mir sogar vorstellen, dass es künftig Regulierungsmassnahmen geben wird, ähnlich wie beim Rauchen. Ein englischer Musiksoziologe, Simon Frith, sprach unlängst an einer Tagung von Zensurmassnahmen in Bezug auf die Lautstärke, und zwar sowohl von offen wie von mit Ohrhörer gehörter Musik. Wenn beispielsweise keine Lautsprecher mehr verkauft würden, die über eine bestimmte Lautstärke gehen, wäre das ein Qualitätssprung. Meines Wissens gibt es bisher nirgends solche Massnahmen, die über sehr dehnbare Begriffe wie den Tatbestand der nächtlichen Ruhestörung hinausgehen.

Erträgt die junge Generation die Ruhe?

Auch ganz junge Menschen, die sehr oft Musik hören, sind durchaus imstande, sich zurückzuziehen. Wobei das Multitasking in dieser Generation sicherlich sehr stark ausgebaut ist. Schliesslich ist sie mit Computerspielen aufgewachsen, bei denen im Hintergrund auch ständig Musik zu hören ist.

Interview: Daniela Kuhn

Alfred Smudits ist Psychologe, Soziologe und ordentlicher Professor an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien, wo er das Institut für Musiksoziologie leitet.